

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 38

Artikel: Offiziersbewusstsein

Autor: Wacker

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33594>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

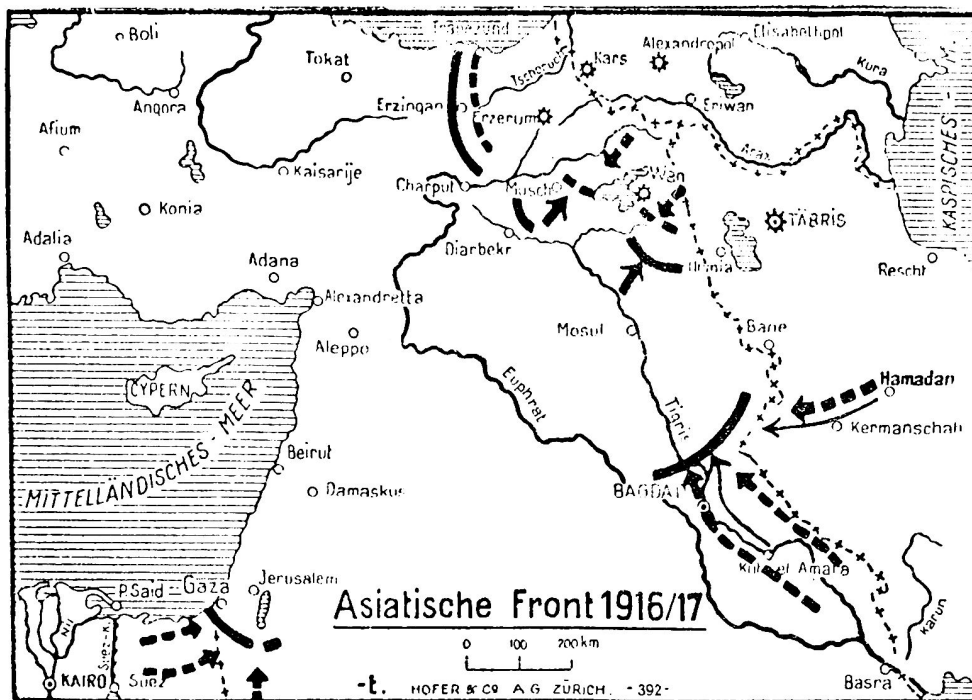
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

keiner Verschiebung in den gegenseitigen Positionen gekommen, die Erwähnung verdient. Etwas mehr Bewegung hat sich zwischen dem oberen Euphrat und dem See der Urmia geltend gemacht, indem auf der türkischen Seite meistens Kurden-, auf der russischen fast ausschließlich Kosakenformationen tätig sind. Doch sind operative Folgen vollständig

ausgeblieben. Im September 1916 hat sich zwar ein türkischer Vorstoß in der Richtung Musch-Erzurum bemerkbar gemacht, dann ist es aber bei einer Operationsführung verblieben, die zu beiden Seiten des Wanses und zwischen diesem und Urmia mehr den Zwecken des kleinen als denen des großen Krieges dient.



In der Skizze sind die türkischen Stellungen mit den durchgehenden, die russischen mit den unterbrochenen breiten Strichen bezeichnet, die türkischen Rückzugsrichtungen sind mit den langen Spitzpfeilen, die britischen und russischen Vormarschrichtungen mit Pfeilen mit unterbrochener Schaft kenntlich gemacht, die kurzen Spitzpfeile und die Pfeile mit dreieckigen Spitzen geben an der armenisch-anatolischen Front die Hauptbetätigung des Kleinkrieges an.

6. Die Operationen zur See.

Die Operationen zur See stehen unter dem Zeichen des uneingeschränkten Handels- und Kreuzerkrieges mit Unterseebooten. Hieraus erklärt sich das Ausbleiben jeder größeren Aktion der Großkampffloten. Da das ganze Streben der Seestreitkräfte der Zentralmächte auf die weitestgehende Schmälerung des Handelsschiffsraumes der Entente gerichtet ist, um auf diese Weise die Blockade und die wirtschaftliche Abschnürung der eigenen Küsten wettzumachen, so muß von dieser der größte Teil ihrer Seemacht zur Begleitung der Handelstransporte, zur Handhabung der Meerespolizei und zur Durchführung der Blockade verwendet werden, während ein weiterer Teil der Großschlachtschiffe für alle Fälle in Reserve gehalten wird. Eine ähnliche Reservestellung findet bei der deutschen und der österreichisch-ungarischen Großkampfflotte statt, wozu noch nach verschiedenen Behauptungen eine teilweise Desarmierung kommen soll, um die großen und weittragenden Geschütze an den Kampffronten des Landkrieges zu verwenden. Aus diesen Gründen weist das ganze dritte Kriegsjahr nur Seetreffen zweiter Ordnung auf, die sich fast ausschließlich anlässlich von Patrouillenfahrten

im Kanal und in der Nordsee oder aus Beschießungsversuchen dortiger Hafenstädte entwickelt haben. Hieran hat vorläufig auch der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten noch nicht viel geändert, da auch die Bestände der Unionsflotten zum größten Teil von Konvoyierungszwecken und der Unterseebootsabwehr in Anspruch genommen werden, zu welcher letzterer ja auch japanische Seestreitkräfte herangezogen worden sind.

7. Der Krieg in den Kolonien.

Der Krieg in den Kolonien dreht sich einzig und allein noch um den Besitz und die Niederwerfung von Deutsch-Ostafrika. Den von allen Himmelsrichtungen zusammenwirkenden, britischen, belgischen und portugiesischen Kolonnen ist es im Verlaufe des dritten Kriegsjahres gelungen, die weißen und farbigen deutschen Schutztruppen von der Bahnlinie, die den Tanganjikasee mit der Küste des Indischen Ozeans verbindet, nach und nach in südöstlicher Richtung gegen den Rufidjifluß abzu drängen, die deutsche Flotte auf dem Tanganjikasee zu erledigen und von diesem Wasserbecken her gleichfalls in östlicher Richtung an der Einkreisung der deutschen Streitkraft zu wirken. Auf der andern Seite hat die letztere verschiedene Ausfälle in das Gebiet von Portugiesisch-Mozambik ausgeführt und damit bewiesen, daß ihre Gefechtskraft noch keineswegs gebrochen ist.

—t.

Offiziersbewußtsein.

Es ist noch nicht so lange her, daß es zum guten Ton gehörte, den Militärdienst als schönste Ferienzeit zu betrachten, während welcher man die von der zivilen Tätigkeit überreizten Nerven aus-

spannen und im Kreise der Kameraden sich mehr oder weniger austoben konnte. Dafür nahm man den Zwang, der zum militärischen Betriebe gehört, selbstverständlich hin. Zu diesen naiv Genießenden gehörten leider auch sehr viele unsrer Offiziere. Der Krieg, der lange aktive Dienst haben diese dilettantischen Auffassungen dort, wo sie nicht schon vorher überwunden waren, ausgerottet. Im ganzen sind unsre Offiziere vom Ernste der Zeit und der entsprechenden Auffassung des Dienstes durchdrungen; wenigstens behauptet jeder, es zu sein. Man ist von der Notwendigkeit eiserner Disziplin in der Armee überzeugt; *man hat aber die Konsequenzen daraus noch nicht vollständig gezogen.*

In dem, was von den Untergebenen verlangt werden muß, ist man teils zu gutmütig und schwach, teils spannt man den Bogen zu stark, ohne nachzulassen, bis er bricht; oft sieht man auch Vorgesetzte gleichzeitig in beide Extreme verfallen. All dies geschieht im besten Willen, Kriegstüchtigkeit zu erreichen, nur sind die Mittel hiezu oft nicht geeignet. Deswegen braucht aber über solche Vorgesetzte nicht der Stab gebrochen zu werden, sofern sie in ehrenhafter Ueberzeugung handeln. Im Hinblick auf die Truppenerziehung und -Führung kann man behaupten, daß da die Konsequenzen aus der ernsthaften, exakten Dienstauffassung gezogen werden, in anderer Beziehung aber noch nicht.

Wenn wir im Heer eiserne Disziplin schaffen und erhalten wollen, so müssen wir bei uns selbst anfangen. Es gibt nur eine Disziplin für alle Grade; sie darf nach oben nicht laxer werden. Für den Offizier gibt es unendlich viel mehr Pflichten als Rechte, und die oberste Pflicht bleibt stets der Gehorsam. Dazu gesellt sich die Verantwortungsfreudigkeit; nur damit läßt sich ein Ziel erreichen. Da aber die Verantwortung mit jeder höhern Stellung wächst, gehört es zum Ernst unsrer Dienstauffassung, daß wir uns beständig selbst prüfen, ob wir unsrer Aufgabe gewachsen sind. Wir müssen von der heiligen Ueberzeugung durchdrungen sein, daß der Staat uns sein Bestes anvertraut, einen Teil seiner Wehrmacht, und daß wir dafür verantwortlich sind, dem Land und unserm Gewissen gegenüber. In der Erfüllung der übernommenen Pflicht setzen wir unsre ganze Ehre ein. Damit sind schon die Charaktereigenschaften gezeichnet, die der Offizier besitzen muß, und darauf stützt sich das Bewußtsein unsrer Stellung als Offizier; es ist die Grundlage unsres Ehrbegriffs.

Was die *Ehre* für das eigene Ich, das ist der *Takt* den Mitmenschen gegenüber. Der Takt ist ein undefinierbarer Anstand, es sind die feinsten moralischen Hemmungen, die den harmonisch gebildeten Menschen an Taten, Worten und Unterlassungen hindern, die seiner nicht würdig sind. Der Takt gestattet dem, der damit ausgerüstet ist, ein sicheres Auftreten in jeder Lage und in jedem Milieu. Dadurch unterscheidet sich der Gebildete vom sogenannten „Proleten“. Unsre Verhältnisse bringen es mit sich, daß mancher, der Offizier wird, diesen Takt nicht in genügendem Maße von zu Hause mitbringt. Das Anlernen ist schwer, aber mit Hilfe des eigenen Ehrgefühls möglich. Voraussetzung dabei ist, daß der junge Offizier sich nicht überhebt, bevor er selbst etwas ist und leistet, und daß er den Mangel an Taktgefühl nicht einfach in grobklotziger Weise „durch stramme Haltung

ersetzt“. Damit soll nicht etwa der lobenswerte, tatendurstige Jugendeifer gebremst, sondern nur vor unbedachter Grobheit gewarnt werden. Wir sind nicht Anhänger des Formenkultus, besonders wenn er als fremdes Produkt bei uns wahllos — weil unverständlich — adoptiert wird. Andererseits ist doch zum Glück der Standpunkt überwunden, daß die „echt schweizerische Derbheit“ der Ausfluß patriotischen Empfindens sei. Der anständige Mensch bedient sich auf der ganzen Welt gewisser gesellschaftlicher Formen, und der Offizier ist es selbstverständlich seiner Stellung schuldig, sich diesen Sitten gemäß aufzuführen. Noch viel wesentlicher aber als diese formelle Korrektheit ist der Takt in moralischer Hinsicht. Diese Charakteranlage wird bei uns viel zu sehr außer Acht gelassen, und es ist hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß oft berechtigte Klagen über unser Offizierskorps entstehen.

Das sei hier betont: *der Takt ist Vorgesetzten, Kameraden, Untergebenen und Zivilpersonen gegenüber derselbe.* Das ist es, was bei uns noch nicht jedem klar ist. Hätten alle unsre Offiziere das richtige Taktgefühl, so könnten sie in konsequenter Weise den exaktesten und strengsten Dienstbetrieb durchführen, ohne die Ehre ihrer Untergebenen zu verletzen. Unsre „Ausbildungsziele“ sprechen davon: „Männlichkeit läßt sich nie entwickeln durch Vorgesetzte, welche das Recht der Persönlichkeit des Untergebenen mißachten und welche Ehre und Selbstgefühl als etwas betrachten, um das man sich nicht zu kümmern braucht.“

„Der Offizier darf nicht vergessen, daß seine Stellung als Höherstehender in seinem ganzen Wesen und Benehmen zutage treten muß. Roheit der Sprache, verletzende Behandlung der unter ihm stehenden, gewissermaßen Wehrlosen beweisen Roheit der Gesinnung und Mangel an jener Bildung des Geistes und des Charakters, die den Offizier zieren soll“, eben *Mangel an Takt.*

Neben Ehrgefühl und Kameradschaft wird der Takt den Offizier hindern, seine Person vorzudrängen und der Streberei anheimzufallen.

Leider trifft man auch immer noch oft Offiziere, die nicht unterscheiden können, ob sie sich im Kameradenkreise befinden oder in Gesellschaft anderer Personen. Wenn man unter Kameraden unverblümt über alles sprechen kann, so sollte einem das Taktgefühl verbieten, vor unberufenen Ohren zu „plaudern“. Es ist doch beschämend, wie oft in öffentlichen Lokalen, in der Eisenbahn usw. coram publico, sogar in Gegenwart von Damen, Offiziere einander laut ihre unverfrorensten Abenteuer und Erlebnisse erzählen, oder sich einer Sprache bedienen, die höchstens an den Biertisch gehört. Öffentlich wird über Vorgesetzte gesprochen; das ist an und für sich schon eine Taktlosigkeit, ob der Vorgesetzte gerühmt wird oder nicht, denn ein solches Gespräch geht die Öffentlichkeit nichts an; wird aber der Vorgesetzte öffentlich kritisiert, so ist das Disziplinlosigkeit.

Wir sprechen hier von konkreten Dingen, die jeder schon selbst erlebt hat. Sie sind zu beschämend, als daß man nicht endlich einmal damit aufräumen dürfte. Ziehen wir die Konsequenz aus unsrer ernsteren Dienstauffassung und lassen wir in allem Takt walten! Wir müssen in jeder Beziehung die Vollkommenheit erstreben, zum Besten unsrer Ehre und des Vorbildes, das wir unsern Leuten sein

sollen; und wenn wir uns als Offiziere fühlen, so müssen wir uns aufführen wollen, wie sich der gebildetste und korrekteste Mensch aufführt, und zwar in und außer Dienst, denn mit der Uniform läßt sich der Charakter nicht anziehen und ablegen.

Das ist Offiziersbewußtsein, und nicht etwa ein Kastengeist, dessen Gespenst gleich aufsteigt, wenn man bei uns von Offiziersbewußtsein spricht. Wir sollten uns viel mehr Rechenschaft geben, was mit unsrer Stellung vereinbar ist und was nicht; bevor wir aber auf unsern Rang pochen, müssen wir wissen, daß sich das Offiziersbewußtsein niemals auf Rechte stützen kann, sondern nur auf *Ehre, Pflicht und Takt*. Es ist nachgerade an der Zeit, daß das allgemeine Ueberzeugung des Offizierskorps werde.

Oberleutnant *Wacker*,
Instruktionsaspirant der Infanterie.

Das Schießen im Militärdienst.

Die Grundsätze, wie sie in der Studie von Hauptmann Kofmel: „Die militärische Schießausbildung und das freiwillige Schießwesen“ aufgestellt sind, können jetzt noch als allgemein gültig angesehen werden, soweit sie den praktischen Schießbetrieb angehen, die Forderungen, die jene Schrift an das freiwillige Schießwesen stellte, waren bis zum Jahre 1914 fast ganz erfüllt. Der Krieg legte das freiwillige Schießwesen fast gänzlich lahm (mit Ausnahme der Jungschützenkurse), und im Aktivdienst wurde das Schießen erheblich eingeschränkt, so daß es schwierig hält, heute allgemeine Grundsätze festzunageln. Ich möchte nur einige Gedanken anregen, die nicht neu sind, die aber wie eine moralische Wahrheit immer und immer wiederholt werden müssen, um Beachtung zu finden.

Der Soldat liebt nichts mehr als Schießübungen, weil er fühlt, daß auf ihn nur dann zu zählen ist, wenn er Vertrauen zu seiner Waffe haben kann. Wir stritten uns im letzten Aktivdienst lange herum über die Behauptung eines unserer Vorgesetzten: Je besser der Soldat gedrillt ist, umso besser schießt er. Um diesen Satz beweisen zu können, müßten wir vorerst einig sein über den Begriff Drill. Ist es jener formale, äußerliche Begriff des Offiziers Lenggenhager in der Erzählung Paul Irgs: Der starke Mann? Der Satz spricht nur die Erfahrung aus, daß sich der stramme Soldat auf dem Schießplatz vor dem schlechten dadurch auszeichnet, daß er den Schuß erst löst, wenn er sicher ist zu treffen. Hat aber nicht jeder Zugführer Leute, die schlecht gedrillt sind und doch vorzüglich schießen? Der zitierte Satz sollte mit der Behauptung gerettet werden, es komme nicht auf das äußerliche, glänzende einer Drillbewegung an, sondern auf den Willen, die Energie, mit der sie ausgeführt werde. Gewiß, aber trotzdem geht die Rechnung nicht völlig auf, weil eben beim Schießen viel unberechenbares mitspielt und weil das Schießen eine Kunst ist, die geübt sein will. Mit Achtungstellung und Gewehrgriff kann ich nicht Violinspielen lernen — ich kann mich nur zur rechten Leistung eher zwingen, wenn ich das Gehorchen erlernt habe. So ist der Drill nur Mittel zum Zweck — ein Hilfsmittel; das „Gehorchen“ beim Schießen versteht sich eigentlich von selbst, denn unter hundert Soldaten ist kaum einer, der nicht gut treffen will.

Der „Drill“ (für dieses verrufene Wort wüßte ich keinen bessern Ersatz als: „Gehorchen“) macht sich auf einem Schießplatz vor allem dadurch geltend, daß keine Schlappschwanzereien zu sehen sind, wie leider noch hie und da bei Vereinsübungen, wo die einzelnen Mitglieder antreten, wenn sie wollen, wo die Papierhüllen der Patronen herumliegen, wo unnötig Gras verstampft wird, wo mindestens sieben auf einmal reden, wo die Gewehre in großem Umkreis herumliegen (hiefür sollten die Vereine Bußen ansetzen). Das sind lauter selbstverständliche Dinge. Auf dem Platze sollte man keinen andern Lärm hören, als den Knall der Schüsse. Wie oft aber sieht man noch Offiziere, die ihren Leuten das Schießen mit Fluchen und Arreststrafen beibringen wollen! Sehr bequem! So machen es faule Mütter, die ihre Kinder lieber schlagen, als die Sache gründlich untersuchen. Die schlechten Schützen müssen individuell behandelt werden.

Etwa ein halbes Dutzend Schützen bedürfen in jedem Zug einer sorgfältigen Ausbildung. Das ist aber oft unmöglich, weil vielfach die Kompagnie das Probeschießen an einem Tage abwickeln muß, als ob das Schießen etwas ganz nebensächliches wäre. Darin liegt ein Grundfehler des Schießbetriebes, gegen den anzukämpfen, höchste Pflicht ist. Zwischen Schießplatzbummelei und gründlichem, sorgfältigem Schießen — Schuß für Schuß — ist ein großer Unterschied. Hier sollte dem Kompagniekommandanten (wie in manchen andern Dingen auch) mehr Bewegungsfreiheit gelassen werden. In jedem größeren Fabrikbetrieb muß der Leiter seinen Subalternen Spielraum lassen, er kann nicht jeder Spule nachgehen, er muß sich auf die untern verlassen können. Je mehr er diesen Vertrauen schenkt, umso besser geht es. Wenn's nicht klappt, schickt er sie weg. — Im Militär ist es oft auch einem Unfähigen möglich, lange auf seinem Posten zu verharren, weil er selten in den Fall kommt, eine Verantwortung selbst übernehmen zu müssen.¹⁾ Ein solcher Tagesbefehl sollte nicht möglich sein: „Morgen schießt die Kompagnie das Probeschießen fertig“. Dadurch kommt eine Hast und Unruhe in den Betrieb hinein, die einem sicheren Erfolge entgegenlaufen. Warum das Schießen immer auf den letzten Teil des Dienstes verschieben, warum immer in möglichst kurzer Zeit? Vor lauter Gewehrgriff vergessen wir das Gewehr!

Ein weiterer Fehler scheint mir darin zu liegen, daß man in jedem neuen Dienst immer die Probeübung verlangt. Die hatte in den Wiederholungskursen den guten Sinn, zu prüfen, ob der Mann seine Waffe daheim nicht im Winkel stehen lasse. Heute aber, wo das außerdienstliche Schießen still steht, hat es durchaus keinen Zweck, mit allen Schützen, seien sie verblieben oder nicht, immer die gleiche Uebung ohne jede Vorbereitung zu wiederholen. Zuerst sollten doch die im letzten Dienst Verbliebenen herangenommen werden. Geben wir uns doch keinen Illusionen hin — es kann einen Kompagniekommandanten unmöglich befriedigen, wenn die Verbliebenen mit Ach und Krach schließlich die Probeübung fast zufällig erfüllen.

¹⁾ Wenn dem Kompagnie-Kommandanten nur 1–2 Tage für die Probeübung und die Nachschützen zur Verfügung stehen, kann man von ihm auch keinen besseren Erfolg erwarten.